

Karl-Josef Müller

Unvereinbare Evidenzen**Religion und Moderne**

War es um 1500 undenkbar, nicht an Gott zu glauben, ist dieser Glaube 500 Jahre später zwar nicht verschwunden, aber zu einer Möglichkeit neben vielen anderen geworden. Zwei wichtige Bücher von Charles Taylor und Herbert Schnädelbach beschäftigen sich mit der Rolle der Religion in der modernen Welt.

Karl-Josef Müller

(* 1957) Literaturwissenschaftler,
Promotion zum Thema *Die Ästhetik
des Widerstands* von Peter Weiss,
freier Journalist in Gießen.

karlj.mueller@freenet.de



Wir müssen nicht mehr glauben, aber wir sollten. Mit dieser Formel könnte man die Botschaft des monumentalen Buches von Charles Taylor zusammenfassen. Es wurde schon vielfach besprochen, die *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* widmete ihm ein Symposium. Eine weitere Kernthese des Werkes benennt Franz Siepe: »Es führt ein Weg vom philosophischen Denken zum Glauben.« Diesen Satz würde Taylor wohl nicht unterschreiben, nach 1.300 Seiten Lektüre kann man ihn aber nachvollziehen.

Es ist nicht mehr selbstverständlich, zu glauben. Minutiös zeichnet Taylor den Weg nach, auf dem der Mensch zunehmend zu der Erkenntnis kam, dass er sein Leben auch ohne die Hilfe Gottes führen kann. Der Kunstdünger ersetzt die Prozession für eine gute Ernte. Das klingt zwar nicht so, als würde Taylor Neuland betreten, aber er erhebt diesen hohen Anspruch, da bislang ungeklärt geblieben sei, »wie diese Veränderungen zu verstehen und zu interpretieren sind«. Mit Veränderungen ist gemeint, »dass die religiöse Praxis und die erklärte Konfessionszugehö-

rigkeit in vielen Ländern gerade in den letzten Jahrzehnten zurückgegangen sind. Gott ist im öffentlichen Bereich nicht mehr so präsent wie in früheren Jahrhunderten.«

Der bekennende Katholik Taylor scheint diesen Zustand akzeptieren zu können, missionarischer Eifer ist ihm fremd. Allerdings sieht er die Wahrheit »in einer Welt, in der die Leugnung Gottes eine echte Option« bedeutet, in Gefahr. Wenn Taylor einen Satz wie den folgenden schreibt, drückt er auch seine eigene Überzeugung aus: »Heutzutage müssen sich die Christen anstrengen, um aus einem Zeitalter herauszufinden, in dem es kaum ein Empfinden für die Hölle und den Zorn Gottes gibt – sofern man überhaupt noch Verständnis dafür hat.« Da wird es nun doch wieder gespielt, das alte Lied der Gläubigen. Ein Lied, das die meisten der Rezensenten des Buches offenbar nicht hören (wollen?).

Denn sie wissen nicht, was sie tun. Gemeint sind die Ungläubigen. Ihr Denken ist begrenzt, das »Ungedachte« (Foucault) spielt ihnen einen Streich. Nicht wissenschaftliche Erkenntnis und Aufklärung im weitesten Sinne schwächen die Religion und den Glauben, vielmehr sind mittlerweile »die religiösen Sprachen den nachkommenden Generationen vielfach unbekannt«. Diese Sprachen aber, so Taylor, lassen sich wieder lernen; viele junge Menschen »folgen sozusagen ihrem eigenen spirituellen Instinkt«, die Ursache dafür

liegt »in einer tiefreichenden Unzufriedenheit mit einem Leben, das völlig auf die immanente Ordnung beschränkt ist«.

Immer wieder die Botschaft: Wer nicht glaubt, dessen Leben ist unvollkommen; Glaube aber lässt sich lernen, wenn man sich nicht gegen dieses Lernen sträubt, wenn man sich öffnet, um die Fülle zu erfahren. Charles Taylor, ein amerikanischer Wanderprediger in katholischem Gewand?

Auch Herbert Schnädelbach stellt die Frage nach der *Religion in der modernen Welt* (so der Titel einer 2009 erschienenen Textsammlung). Seine zentrale Antwort steht der Taylors diametral entgegen: »Die Glaubensgewissheit kann man durch Argumente weder erzeugen noch widerlegen, wie es im Bereich des Wissens möglich ist; man kann sie nur als Ganzes verlieren – z.B. durch mit dem Geglauhten unvereinbare Evidenzen, die jemanden am Glauben nicht nur zweifeln, sondern verzweifeln lassen.« Und noch ein Zitat, das

die wesentliche Differenz zwischen Taylor und Schnädelbach auf den Punkt bringt: »So ist der fromme Atheist nicht ›gegen Gott‹; er lehnt nichts ab, leugnet nichts und bekennt nichts Gegenteiliges, sondern er hat nicht, was der fromme Theist zu haben beansprucht – den Glauben an Gott.« Respekt vor dem Glauben und vor dem, »was einmal mit der Religion im Ernst gemeint war«, ja, aber: »Es ist einfach nicht wahr, dass der Mensch ›von Natur aus‹ religiös sei, und deswegen ist Religionslosigkeit weder eine Krankheit noch eine vorwerfbare Protesthaltung, die auf der aktiven Verleugnung einer naturgegebenen Einsicht beruht.« Nach 1.300 Seiten Charles Taylor sollte man als Korrektiv auch die 190 Seiten von Schnädelbach lesen.

Charles Taylor: Ein säkulares Zeitalter, Suhrkamp, Frankfurt 2009, 1.298 S., € 68,00.

Herbert Schnädelbach: Religion in der Modernen Welt. Fischer Taschenbuch, Frankfurt/M. 2009, 189 S., € 12,95.

Susanne Gaschke

Das Denken im Kopf behalten

Frank Schirrmachers Bilanz des Internetzeitalters

Von dem großen Science-Fiction-Autor Stanislaw Lem stammt eine wunderbare Kurzgeschichte mit dem Titel *Die Waschmaschinentragödie*. Sie erzählt von einer Welt, in der immer intelligentere und besser ausgerüstete Waschmaschinen schrittweise die Kontrolle über das Leben der Menschen übernehmen: Erst bieten sie zum Feinspülgang nur Sprachkurse an, irgendwann babysitten sie dann den Nachwuchs und zum bösen Ende lässt sich nicht mehr sicher feststellen, welches Mitglied des Parlaments ein Wesen aus Fleisch und Blut ist – und welches eine Waschmaschine.



Susanne Gaschke

(*1967) arbeitet seit 1997 bei der *Zeit* in Hamburg und ist dort Reporterin. Zuletzt schrieb sie das Buch *Klick: Strategien gegen die digitale Verdummung* (2009).

gaschke@zeit.de

Vor 60 Jahren dürfte Lems Geschichte in erster Linie unterhaltsam gewesen sein – und vollkommen fantastisch. Heute – vor allem, wenn man zusätzlich Frank Schirrmachers neues Buch *Payback* gelesen hat – bietet sie Anlass, die Wasch-